
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 41. 1896.

Pflichtvergessen.

Novelle aus dem Berliner Leben.

Von F. v. Kapff-Essenther.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

In dieser Stunde hatte sich Eugen's Schicksal entschieden.

Bald war er täglicher Gast in diesem Kaffeehause; auch andere der zahlreichen, unter den Augen der Behörde blühenden Spielhöllen lernte er kennen — sein Hauptgeschäft war in kurzer Zeit das Spiel geworden.

Anfangs schämte er sich noch; er machte hier und da noch einen Versuch zu redlichem Erwerb; er hörte auch auf zu spielen, wenn er entweder einen gewissen Betrag verloren oder eine gewisse Summe gewonnen hatte; er setzte sich einen Zeitpunkt fest, zu dem er daheim sein wollte.

Aber alle diese Einschränkungen fielen, als erst die wahre Spielwuth ihn erfaßt hatte.

Noch war es durch ein oft gefährliches Netz von Lügen immer möglich gewesen, sein Fortbleiben von Hause zu entschuldigen. Dann wieder raffte er sich zusammen und sprang inmitten einer nahezu beendeten, vielleicht für ihn gewonnenen Parthie auf, um davonzustürzen: er hatte versprochen, seine Frau um diese Stunde abzuholen. Nach und nach schwanden auch diese Skrupel. Unzählige Male hatte schon der Fernsprecher, an den seine Wohnung angeschlossen war, ihm vortreffliche Dienste geleistet. Er rief seine Frau an — vom Kaffeehause aus — und sagte ihr: „Ich bin hier in Wilmersdorf (oder in Potsdam) und betreibe eine Sache, bei der ich etwas zu verdienen hoffe."

Dann seufzte die junge Frau schmerzlich auf und rief zurück: „Ich bleibe wach, bis Du kommst, Eugen!"

Und der kleine Otto fragte: „Ist der Papa da drinnen bei dem Telephon, Mama?"

Dann hob Frau Therese den Kleinen hoch und ließ ihn mit seinem hellen Stimmchen in den Apparat schmettern: „Bring' mir 'was mit, Papa!"

Aber der Vater saß längst wieder am Spieltische, schwang schon wieder den Würfelbecher.

Therese trug es mit Geduld. Noch hatte sie ein reizendes Heim, in das Sorge oder Entbehrung ihren Fuß nicht gesetzt. Sie hing überdies mit Zärtlichkeit an dem Kleinen, der ihr die zahllosen einsamen Stunden verkürzte, sie las und musizirte, und wenn je etwas wie schmerzliche Verstimmung in ihr aufkommen wollte, so sagte sie sich: „Eugen ist für uns unterwegs — ich darf nicht murren!"

Wenn er ihr dann ein Zeichen gab, sie anrief oder wohl auch einen Dienstmann nach Hause schickte, der sein Ausbleiben entschuldigen sollte — oder wenn Eugen schließlich kam, dann war Alles wieder gut.

Heute aber kam er nicht — rief auch nicht, schickte auch keinen Boten. Therese stand noch



Oberingenieur S. A. Andrée. (S. 323)
Nach einer Photographie von G. Florman in Stockholm.

immer am Fenster und blickte durch Thränen hinab auf die winterlich schmutzige Straße.

„Madame, es ist halb neun Uhr," sagte Lene jetzt, „der Herr kommt doch wohl nicht. Soll ich den Thee bringen?"

Und die junge Frau erwachte wie aus schwerem Traum. Mit schmerzlichem Wehgefühl legte sie Mantel und Kapotte ab. Das war das erste Mal, daß Eugen ihrer so ganz zu vergessen schien! Sie trat an das Bettchen Otto's, das rosige Bürschchen athmete in tiefen Zügen.

Stunde auf Stunde verrann — immer schwerer, immer ängstlicher wurde Theresen um's Herz. Schon beschlich sie der Gedanke an ein Unglück, das Eugen widerfahren, da — es war lange nach Mitternacht — zog man draußen die Glocke. Therese fuhr erschreckt zusammen, dann raffte sie sich auf und ging, um selbst zu öffnen. Die Mädchen waren schon zu Bett.

Draußen stand ein Mann, anscheinend ein Gepäckträger, der ihr ein mit Bleistift adressirtes Couvert übergab. Sie wurde ruhiger, als sie Eugen's Handschrift erkannte und entließ den Boten mit reichlichem Trinkgelde.

„Ich muß verreisen," schrieb ihr Eugen mit flüchtiger Hand, „es war nicht mehr Zeit, zuvor nach Hause zu kommen. Hierbei etwas für die nächsten Tage; bis dahin hast Du wieder Nachricht! Sei ganz unbesorgt, ich bin bald wieder da und werde Dir Alles erklären! Bis dahin — lebewohl! Du und Otto!"

Wieder und wieder las sie die hastig hingeworfenen Zeilen. Und allmälig stieg es in ihr auf wie eine dunkle, athemraubende Ahnung. Sie wußte nicht, was sie eigentlich befürchtete in ihrem eleganten, auch jetzt noch immer wohlig durchwärmten Salon. Es war ja am Ende das Loos so vieler anderer Frauen auch, daß sie allein bleiben mußten, während ihre Männer sich draußen mit der harten Nothwendigkeit herumschlugen. Aber jede dieser Frauen wußte doch, wo ihr Gatte sich befand, wonach er strebte, was er trieb. Nur sie hatte Jahr um Jahr hingehen lassen, ohne sich einen Einblick in das Thun und Schaffen ihres Mannes zu erbitten, ohne ihren Theil an seinen Sorgen zu fordern, wie es ihre Pflicht gewesen wäre.

Noch einmal huschte sie leise an das Bett des Kindes und beugte sich hinab zu ihm — fast hätten die hinabrieselnden Thränen den Kleinen geweckt.

2.

Eugen hatte auch an diesem Nachmittage gespielt.

Längst that er überhaupt nichts Anderes mehr. Nur, daß er seine Kenntnisse und Fertigkeiten auf diesem Gebiete ganz erstaunlich bereichert hatte. Das edle Puffspiel war indessen seine Spezialität geblieben, er spielte es um jeden Betrag, und was schlimmer war, mit Jedem, der Geld hatte. Eigentlich hätte er zumeist gewinnen müssen, denn er hatte die Feinheiten des Spiels begriffen, wie kaum ein Anderer; er übersah die vierundzwanzig Felder des Bretts mit einer unheimlichen Sicherheit. Dazu kam, daß er seinen Partner zumeist durch

die außerordentliche Schnelligkeit verblüffte, mit der er die Steine über das Brett manövriren ließ. Allein diesen Vortheilen, die er für sich hatte und die zum Theil zweifellos in seinem Temperament wurzelten, standen doch schwer wiegende Nachtheile gegenüber — vielleicht gleichen Ursprunges wie jene. Vor Allem verlor er leicht die Herrschaft über sich selbst. Kam er in Gewinn, so meinte er, Tag und Stunde, die ihm hold waren, vollends ausnützen zu müssen und fand kein Ende, ehe nicht zu dem Gewonnenen auch seine Barschaft und gar manches Mal noch mehr wieder verloren war. Stellte sich aber das Spiel von Anfang an ungünstig, so verdoppelte er die Sätze, bis er Grund in seinen Taschen fand.

Trotz alledem hätte er nicht fort und fort verlieren müssen, wie es thatsächlich geschah, wenn nicht noch andere Umstände das befördert hätten — Umstände, die der Außenstehende nicht ahnt und die doch so mächtig sind, daß ihnen noch Jeder erlag, den sein Unstern in diese Spielhöllen trieb.

Es ist lächerlich, wenn in den Zeitungen und vor Gericht so häufig von einer Organisation der Verbrecher, von irgend welcher festen Gruppirung der gewerbsmäßigen Spieler und anderer Beutelschneider gesprochen wird. Solche Organisationen sind — mindestens bei uns zu Lande und in unseren Tagen — schlechterdings nicht möglich. Wenn je einmal zwei, drei Personen dieser Art sich zusammenthun, weil nach Lage der Sache Einer der zu bewältigenden Aufgabe nicht gewachsen ist, so gebietet schon die Klugheit in den meisten Fällen die baldige Auflösung dieses Verhältnisses. Drei Spitzbuben, wiederholt miteinander gesehen, drei gewerbsmäßige Spieler, die häufiger gemeinsam an dem gleichen Punkte auftauchen, verfallen naturgemäß leichter dem Schicksal, beobachtet, erkannt, dingfest gemacht zu werden. Tausend andere Gründe sprechen gegen jedes festere Aneinanderschließen dieser mehr oder minder lichtscheuen Elemente. Aber wie in jeder Uebertreibung auch ein Spürchen Wahrheit stecken kann, so birgt auch die Fabel von den Spielerkonsortien ein solches. Alle diese Leute schärfen nämlich in geradezu wunderbarer Weise, vielleicht aus denselben Gründen, ihre Instinkte, wie das jagdbare Thier. Sie erkennen mit frappanter Sicherheit, weß Geistes Kind der Mann ist, den ein Zufall oder ein Unglück in ihre Kreise geweht hat. Sie wissen sozusagen auf den ersten Blick: „Das ist Einer, mit dem man von Fall zu Fall gemeinsame Sache machen darf," und im Gegensatze dazu: „Das ist ein anständiger Mensch!" Mit jenem Ersteren gehen sie, ohne vielleicht jemals ein Wort mit ihm gewechselt zu haben, vom ersten Augenblick an durch Dick und Dünn, sie nehmen seine Partei, wenn er in Streit geräth, werfen sich zum Zeugen auf, wenn er etwas Zweifelhaftes zu beweisen wünscht, sie lassen ihn nicht im Stich, so lange es ihnen nicht selbst an den Kragen geht. Mit ihm spielen werden sie freilich nur im Nothfalle und der Unterhaltung wegen. Denn sie haben schon an der Art, wie Jener die Karten mischt, wie er sich vom ersten Moment an zum Spiele verhält, wie er den ersten Satz thut, mit Sicherheit erkannt: der Mann treibt dasselbe Geschäft wie wir.

Und dieses Geschäft richtet sich naturgemäß gegen jene zweite Erscheinung — gegen den anständigen Mann. Auch ihn haben sie in den ersten Minuten erkannt. So wie er fordert Keiner von den Ihren zum Spiele auf, so folgt auch Keiner der Einladung zum Spiel. Ihm, dem nicht hierher Gehörigen, ist das Spiel an sich ein Nothbehelf, sei es, um sich zu amüsiren, sich aufzuregen oder um anderer Erregungen Herr zu werden. Gewinnen wollen sie natürlich Beide — aber der Anständige auf redlichem Wege. Der Professionsspieler dagegen meint, sich neben den Chancen des Spieles noch andere Chancen erschließen zu dürfen, die ihm guten Ertrag seines Gewerbes liefern. Jener spielt zumeist, um nicht denken zu müssen, und Dieser ist stets darauf bedacht, daß er spielen muß, um zu leben!

Und aus diesem tief wurzelnden, einschneidenden Unterschied erwachsen die Vortheile der unredlichen Spieler gegenüber einem Eugen Winter. Jahrzehnte gehören dazu, in einem Mann, der bis hierher von redlicher Arbeit sein Brod aß, alles Ehr- und Schamgefühl so weit zu ertödten, daß er in Reih' und Glied treten könnte mit — Jenen da.

Seit Eugen zum zweiten, dritten Male hierher gekommen war, hatte ihn die „Zunft", die in fast allen größeren Kaffeehäusern zahlreiche Vertreter hat, erkannt. Das war ein „Freier" — so nennen die Berufsspieler Einen, von dem etwas zu holen ist — das war Einer, den man „nehmen" mußte. Und ein älterer Herr, dessen schäbige Eleganz ebenso erlogen war, wie seine Bonhomie und seine gesellschaftlichen Formen, ging zum Angriff vor.

„Dem Herrn vielleicht ein Parthiechen gefällig? Nur zur Unterhaltung!"

„Ich spiele ja noch schlecht," versetzte Eugen ausweichend.

„Und ich kann's gar nicht," versichert der Andere, „Kellner — ein Puffbrett!"

Zwei jüngere Leute nähern sich dem Tische, sobald die Parthie begonnen. Sie fragen höflich, ob es erlaubt sei, zuzusehen; es scheint nicht, daß sie Eugen's Partner kennen; wenigstens geben sie zunächst durchaus unbefangene Zuschauer ab.

Eugen wundert sich eigentlich über den ziemlich hohen Einsatz, den der Schäbige wagt; ja, der Mann ist sogar im Stande, eine ganze Serie von Parthien zu verlieren. Das hätte man nach seinem ganzen Aeußern gar nicht annehmen mögen. Es wurmt ihn ja, daß er verliert, aber er trägt es nicht ohne Würde.

Was Eugen nicht weiß, ist, daß sein Gegner für fremde Rechnung spielt. Da sitzen und stehen in dem dichtgefüllten Saale ein Dutzend Personen herum, die anscheinend nur aus Langeweile den verschiedenen Spielkämpfen zuschauen. Sie tauchen, immer vereinzelt, bald hier, bald dort auf, tauschen mit einem dort „beschäftigten" Herrn einen von Dritten nur selten bemerkten Blick aus und trollen sich, je nachdem die Parthie steht, entweder befriedigt schmunzelnd oder auch mit einem halb unterdrückten Schimpfwort weiter — zu einem anderen Tische. Sie bilden in kleinen Gruppen von vier, fünf Mann Komités, welche das erforderliche Betriebskapital zusammenbringen. Mit niemals trügender Sicherheit haben sie nicht nur den „Freier" als solchen erkannt, sondern sie sind auch schon klar darüber, welchen von ihren Freunden sie just diesem „Freier" gegenüber zu stellen haben: dem Sanguiniker einen behaglichen Biedermann, dem Aengstlichen einen ehemaligen Militär, der Jenem durch die Bestimmtheit seines Wesens imponirt, dem schärfer Beobachtenden einen früheren Gentleman, der nur einige Mal Schiffbruch gelitten. Alle diese Typen sind jederzeit zur Verfügung, oft in den zartesten Abstufungen.

Der „Freier" weiß noch gar nicht, daß man ihn bemerkte, da ist auch bereits der „Bäcker" bestimmt, mit ihm zu spielen, ist auch schon mit dem in geschickter Heimlichkeit zusammengeschossenen Kapital ausgerüstet. Er selber, dieser sogenannte „Bäcker", hat kein Geld. Aber er genießt das Vertrauen seiner Freunde, wenigstens in einem gewissen Grade. Und nun er Geld hat, weiß sich der „Bäcker" so aufzustellen, daß es gar nichts Auffälliges hat, wenn er den „Freier" anspricht, wenn er ihm ganz harmlos ein Spielchen anbietet. Gleichzeitig hat auch das Komité schon einen der Seinen zur Ueberwachung des Geschäftes abgeordnet, es ist einer der beiden jungen Männer, die nun an Eugen's Seite sitzen.

Der Andere, diesmal nicht im Komité, pflegt sonst selbst zu spielen; er will deshalb beobachten, wie der „Freier" das Spiel handhabt, will gewissermaßen seine Degenführung kennen lernen.

Ein eigentlicher Betrug ist ja bei diesem Würfelspiel nicht so leicht ausführbar, wie beim Spiel mit Karten. Aber der „Bäcker" ist doch hundertfach im Vortheil. Zunächst natürlich mustert und übersieht er das Spiel ungleich besser noch als Eugen, schon infolge vieljähriger Praxis. Er kann es deshalb auch riskiren, sich recht unbeholfen anzustellen, hier und da einen unwichtigen Satz direkt gegen seinen Vortheil auszuführen; das macht den Gegner sicher — macht es auch entschuldbar, wenn gelegentlich einmal ein entscheidender Satz nicht ganz richtig gemacht wird. Dann aber, und das ist die Hauptsache, wagt der „Bäcker" nichts, er kann deshalb nicht einen Augenblick aus der Ruhe kommen. Denn er selber besitzt, wie schon gesagt, nichts, rein nichts; er hatte noch nicht einmal etwas zu bestellen gewagt, bevor er „Arbeit" gefunden.

Nun aber ruft er fidel den Kellner, läßt sich einen kräftigen Imbiß bringen, ein paar belegte Butterbrode, ein Glas Bier, eine Cigarre. Gewinnt er, dann kann er selbst seine Zeche zahlen, denn er arbeitet ja nicht umsonst, verliert er aber, so dürfen und werden ihn seine Auftraggeber nicht sitzen lassen.

Eugen sitzt ihm gegenüber und fühlt schon nach den ersten Zügen, daß er diesem Partner unbedingt gewachsen ist. Man muß großes Pech haben, um das Spiel an diesen Mann zu verlieren, der seinen Butterbroden mehr Aufmerksamkeit zu schenken scheint, als dem Spiele. Lange wird's ja dieser Mann auch schwerlich aushalten. Wieviel Mal vierzig Mark wird er denn einsetzen können?

Aber die Würfel sind heute eigensinnig. Der Biedermann da drüben wirft fast stets, was er braucht, und Eugen's Parthie steht schlecht. Nun, das ist ein Zufall, den man hinnehmen muß — mag doch das erste Spiel verloren gehen! Noch einmal wendet sich die Parthie. Wenn jetzt der „Bäcker" nicht gerade Eins wirft, hat Eugen doch noch gewonnen. Zu dumm — er wirft eine Eins! Und die Parthie ist zu Ende — Eugen muß von Neuem einsetzen.

Einer der beiden Zuschauer steht unauffällig auf und benachrichtigt die Betheiligten. Von alledem wird kein Fremder etwas gewahr. Plaudernd, hin und her schlendernd, nehmen die Kapitalisten bald hier, bald dort Aufstellung, setzen sich wohl einen Augenblick an einen der Tische, an denen einer der Partner in ihrem Solde spielt. Da sie das Geschäft an verschiedenen Punkten betreiben, ist auch ein Verlust schon einmal zu ertragen, zumal ja auf jeden der Betheiligten nur eine verhältnißmäßig geringe Summe entfällt. Die Gesellschaft kann es leicht hinnehmen, wenn ihr einmal an einem Tische ein paar hundert Mark verloren gehen. Die Solidarität macht das kaum fühlbar.

Der „Freier" dagegen, der solch' einen Betrag dahinschwinden sah, ist entweder fertig mit seiner Barschaft und muß aufhören, oder es erfaßt ihn eine immer stärkere Erregung, die ihn natürlich nur um so sicherer in die Hände seiner Ausbeuter gibt.

Eugen war in dieser Weise um Unsummen erleichtert worden. Wie Tropfen auf dem heißen Stein verdampften die Restbestände von Theresens Vermögen. Da war noch ein Päckchen Werthpapiere gewesen, an welches sich Eugen anfangs nicht heranwagte. Hohe Zinsen tragende Prioritäten, Loospapiere, ein paar gute Rententitel und Aehnliches. Aber jetzt wan-

derte ein Stück nach dem anderen zum Wechsler. Von dem Erlös bekam Therese einen Betrag, um das Haus in der alten Weise fortführen zu können, den größeren jedoch behielt Eugen, um damit seinen Verlust von gestern, von vorgestern — ach! — von so vielen Tagen wieder hereinzubringen.

Gewiß, er gewann gelegentlich auch einmal ein paar Thaler. Nur war das Unglück, daß seine Partner im Verlust nie Stand hielten. Verlor Eugen, dann hatten sie Zeit zu spielen, bis der Morgen tagte. War ihnen das Spielglück nicht geneigt, so machten sie sich zu guter Stunde davon. Und merkwürdig, immer, wenn er im Gewinn war, kamen sonderbare Geschichten vor bei diesem an sich so einfachen Spiele! Entweder bemerkte ein scheinbar unbetheiligter Zuschauer, daß der eine der beiden Spieler diese Parthie mit nur vierzehn Steinen gespielt hatte — es gehören ja fünfzehn Steine dazu — und die Folge war, daß man anständigerweise das Spiel als ungiltig aufheben mußte. Der fehlende Stein fand sich dann irgendwo unter dem Tische, einer der Ehrenmänner hatte ihn geschickt und zur rechten Zeit mit dem Rockärmel heruntergewischt. Oder man stieß unversehens den eben gefallenen Würfel um — wie leicht konnte das geschehen, wo man so dicht gedrängt nebeneinander saß! Nur war es merkwürdigerweise immer ein entscheidender Wurf, der nun unklar erschien, und die Zuschauer konnten jedesmal nur behaupten, der Wurf hätte ihrer Meinung nach so gelautet, wie ihn der „Bäcker" eben brauchte.

Kurzum, Eugen war in die richtigen Hände gefallen. Diese Spieler, halb Gauner, halb Nichtsthuer — Alles in Allem aber geborene Beutelschneider, leben nur von der Leidenschaft der Anderen. Sie spüren unter den tausend Besuchern eines solchen Kaffeehauses just den Einen heraus, der neu einzufangen wäre, und stellen mit gierigen Fängen dem Unglücklichen nach, um ihm das Blut abzuzapfen.

So lange Eugen noch Geld hatte oder sich durch den Verkauf von Papieren Geld beschaffen konnte, so lange erkannte er seine Lage nicht. Noch an dem letzten Schein, den er zum Wechsler trug, hing für ihn ein Hoffnungsschimmer. Das Glück konnte sich ihm ja nicht für alle Zeiten abgewendet haben! Und wirklich, er gewann jetzt einige Tage hintereinander. Keine großen Beträge, denn das war nicht möglich, aber immerhin genug, daß er jenes Papier hätte zurückkaufen können und doch genug übrig behalten für die nächsten Tage. Er wollte auch zu dem Wechsler gehen, wollte das letzte Stück retten.

Zufällig aber wurde in diesen Tagen zu Hause etwas mehr gebraucht, als sonst. Wintertoiletten, Heizvorräthe — noch ging es ja in seiner Wirthschaft zu, als ob er geordnete Bezüge hätte. Als er am dritten Tage Kasse machte, besaß er noch genug, um Theresen etwas zu geben, um die Rente zurückzuholen und reichlich hundert Mark darüber.

Ein unglücklicher Zufall wollte, daß der Wechsler das Papier nicht mehr im Hause hatte; morgen würde es Eugen holen können, oder sogar noch heute, in etwa zwei Stunden!

Und Eugen ging inzwischen spielen.

Schon seit einiger Zeit war der „Bäcker" nicht mehr sein Partner. Man hatte ihm das Mandat entzogen, mit Eugen zu spielen. Seine plumpen Kniffe reichten doch nur gegenüber dem Anfänger aus; sehr bald mußten diese geflissentlichen Irrthümer im Setzen, dieser fehlende Stein, der mißverstandene Wurf und ähnliche stehende Spielkniffe auffallen. Man hatte jetzt eine erheblich geschultere Persönlichkeit damit betraut, Eugen auszubeuten. „Herr Assessor" nannten ihn Einige, auch der Oberkellner that dies, aber es klang immer ein bischen ironisch.

(Fortsetzung folgt.)

Oberingenieur S. A. Andrée.

(Mit Porträt auf Seite 321.)

Während der letzten Zeit sind die Namen der beiden Skandinavier Nansen und Andrée in Aller Mund gewesen. Oberingenieur S. A. Andrée, dessen Porträt wir auf S. 321 unseren Lesern vorführen, ist am 18. Oktober 1854 zu Grenna in Schweden geboren. Er besuchte die Technische Hochschule zu Stockholm, war nachher in verschiedenen Stellungen thätig, legte aber stets ein besonderes Interesse für das Problem des lenkbaren Luftschiffes an den Tag und hat selbst eine stattliche Anzahl wissenschaftlicher Auffahrten gemacht. Der glückliche Verlauf dieser Luftreisen und ihre werthvollen Ergebnisse gaben nun dem kühnen Mann Veranlassung, sich eingehend mit dem Plan zu beschäftigen, von Spitzbergen aus im Ballon den Nordpol zu erreichen. Leider hat er des ungünstigen Windes wegen für dieses Jahr seine Fahrt aufgeben müssen und ist am 24. August nach Tromsö zurückgekehrt. Die Expedition ist bis 1897 verschoben worden, wo Andrée wesentlich früher nach Spitzbergen abzureisen gedenkt.

Appell auf der Dorfstraße.

(Mit Bild auf Seite 324.)

Unser getreu nach dem Leben gezeichnetes Bild auf S. 324 stellt einen Appell während der Manöverzeit auf einer Dorfstraße der Vierlande bei Hamburg dar, wo eine Ulaneneskadron im Quartier liegt. Die Mannschaften sollen ihre zweiten Stiefeln und Hemden vorzeigen. Der Herr Lieutenant sieht sich, nachdem er das zweite Glied hat zurücktreten lassen, noch mit peinlichster Gewissenhaftigkeit die „Lumpen" an, obwohl die Reservisten dieselben nach einigen Wochen doch jedenfalls mit nach Hause bekommen. Die Mannschaften setzen ihre feierlichste Dienstmiene auf, während sie die Sachen vorzeigen. Das hindert sie indessen nicht, verstohlen mit den hübschen Mädchen aus dem Dorfe in ihrer eigenthümlichen Tracht zu liebäugeln, die voll Interesse dem Appell zusehen.

Das Modell.

Erzählung nach Thatsachen von **Hermann Hirschfeld.**

1.

(Nachdruck verboten.)

In den rheinischen und Taunusbädern standen im Jahre 1865 noch die Spielbanken in voller Blüthe, und vor Allem war es das herrlich gelegene Homburg, das einer internationalen Gesellschaft von reichen Nichtsthuern, Lebemännern, Hochstaplern, Abenteurerinnen u. s. w. als Sammelplatz diente.

Fernab dem rauschenden Badeleben, nahe dem am Walde gelegenen Vorort Dornholzhausen, stand ein schmuckloses Häuschen. Es gehörte der Wittwe Hellmund. Eine Lehrerstochter, ansehnlich und mit Bildung begabt, hatte sie vor Jahren gegen den Willen ihrer Verwandten einen jungen talentvollen Musiker geheirathet, der durch seine Anstellung an der Kurkapelle und durch zahlreiche Privatstunden den kleinen Haushalt in anständiger Weise unterhielt. Drei Jahre des Glückes waren der jungen Frau vergönnt, dann suchte Hellmund ein langes Siechthum heim, dem der allbeliebte Mann endlich erlag. Das ganze Dasein der Wittwe war nun dem einzigen Sohne, ihrem Lothar, geweiht, sie darbte, um ihrem Knaben eine Erziehung zu verschaffen, die ihn befähigte, mit guten Kenntnissen ausgerüstet sich durchzubringen.

Nun zählte Lothar fünfzehn Jahre und sollte in's Leben treten. Der höchste Wunsch des begabten Knaben war, Maler zu werden, aber dazu fehlten die Mittel und so schien es, als müsse er sich entschließen, dem Willen seines Vormundes, eines Schlossermeisters, nachzugeben und bei diesem als Lehrling einzutreten. Der Knabe war darüber tief unglücklich. Betrübt wanderte er heute durch die schönen Waldungen, die Homburg umgeben. Sein Skizzenbuch hatte er, wie immer, bei sich. Vor einer mächtigen Blutbuche machte er Halt und begann zu zeichnen. Es war vielleicht zum letzten Male, denn schon im nächsten Monat sollte er bei dem Vormund in die Lehre treten. So war es beschlossen.

— — — — — — — — — —

Die Säle, in denen dem Gotte des Spiels gehuldigt wurde, waren überfüllt. Unter den am Roulettetische Befindlichen zeichnete sich eine hohe Männergestalt, einfach aber vornehm gekleidet, aus. Der Mann mochte etwa dreißig Jahre zählen; in dem Antlitz prägte sich Gutmüthigkeit und Intelligenz, aber zugleich ein gewisser Trotz und vor Allem der Vollgenuß des Lebens aus, der bereits seine Spuren darin zurückgelassen hatte. Dennoch waren es edel gebildete Züge, freilich in diesem Augenblick durch die Leidenschaft des Spieles entstellt.

Ein dichte Menge umgab den mit seltenem Glück setzenden Spieler, ein engerer Kreis schien mit demselben näher bekannt zu sein, darunter eine Dame in hocheleganter Toilette, eine jener Pariser Abenteurerinnen, wie man sie stets zahlreich in den internationalen Kurorten antrifft.

Ein Kellner trat an den Spielenden heran.

„Verzeihen Sie, ein Herr gab mir diese Karte und erwartet Sie auf der Terrasse."

Der Spieler warf einen Blick auf die Karte.

„Ich komme sofort," sagte er, und fuhr zu seinem Kreise gewendet fort: „Ich bitte, mich auf zehn Minuten zu entschuldigen. Madame Duclos wird mich bei Frau Fortuna vertreten." Zugleich legte er mit der Verbindlichkeit eines Weltmannes eine Anzahl Bankbillets vor den Sitz der Französin.

Wenige Augenblicke später betrat der Spieler die zu dieser Stunde nur spärlich besuchte Terrasse des Kurhauses. An einem etwas abgesondert stehenden Tisch saß ein junger Mann; er erhob sich und trat dem Heranstürmenden entgegen, dessen Händedruck er mit gemessener Freundlichkeit erwiederte.

„Wie kommst Du Aktenmensch denn hierher?" fragte der Spieler.

„Eine Amtssache führte mich nach Homburg," versetzte der Andere. „Man sagte mir, daß ein Herr, von dem ich eine Auskunft wünschte, im Kurhause sei, so kam ich, leider ohne ihn zu finden. Dafür aber fand ich Dich, Robert. Erkläre mir, wie kommst Du in den Spielsaal trotz Deines Versprechens, das Du mir, das Du Helma gabst?"

Robert v. Bredow hatte schweigend zugehört, eine flüchtige Röthe färbte seine gebräunten Wangen höher. „Du hast Recht, mein Alter," sagte er, „schilt mich nur, aber der Drang ist mächtiger als die Kraft. Du weißt, wie ich früh elternlos, im Besitz eines großen Vermögens, ohne energische Führung nur meinen Neigungen zu leben brauchte. Aber ich glaube, ich bin darum doch kein schlechter Kerl, Edmund, das darf Keiner sagen."

„Nein, Robert, Dein Kern ist gut," erwiederte der Andere ernst, „aber diese noblen Passionen, vor Allem das Spiel, sind zu Leidenschaften geworden, deren Joch Dich zu entziehen Dir an moralischer Kraft mangelt. Wehe der Zukunft meiner armen Schwester, wenn selbst die Liebe nicht im Stande ist, Dich von diesen Leidenschaften zu heilen."

Bredow suchte nach Worten, eine Wolke lag auf seiner Stirn, er fühlte sich beschämt und waffnete sich mit dem Trotz gegen dieses niederdrückende Gefühl.

„Ich nenne mich hier Leonhard, weil ich Helma gelobt habe, daß der Name Bredow rein bleiben soll," erwiederte er, „und morgen gibt es keinen Leonhard mehr. Noch zur Nacht kehre ich nach Wiesbaden zurück."

„Nein, Robert! Nicht erst zur Nacht. Komm sogleich mit mir, Freund, ich bitte Dich."

Bredow's Auge nahm einen harten Ausdruck an. „Du meinst es gut, Edmund, ich weiß es," sagte er, „aber ich bin kein Schulknabe und

weiß, was ich zu thun und zu lassen habe. Ich werde brav sein und selber Helma Alles berichten, wenn sie zurück ist; aber heute will ich noch austoben, ich muß es, zum letzten Mal! Helma kehrt ja erst übermorgen von dem Besuch bei ihrer Freundin in Friedberg zurück. Also laß mich, Du alter Tugendwächter. Auf Ehre — heut ist's das letzte Mal, daß man mich hier sieht."

Mit einem Händedruck schieden die beiden Männer, der Eine, um den Bahnzug nicht zu verfehlen, der Andere, um in den Spielsaal zurückzueilen, wo ihn die seiner harrende Gesellschaft mit Jubel empfing.

Abermals begünstigte das Glück seinen Liebling, wohlgeordnet barg er eine ganze Anzahl von Päckchen, jedes Banknoten von gleichem Werth enthaltend, in seiner Brusttasche, als er mit seiner Gesellschaft den Spielsaal verließ. Nach der Aufregung schlug die liebenswürdige Französin vor, einen Ausflug in den Tannenwald zu machen. Mit Jubel ward dieser Gedanke begrüßt. Als Gäste des Herrn Leonhard bestieg die ganze Gesellschaft eine Reihe von Equipagen, und ein wohlbeladener Küchenwagen, mit erlesenen Weinen und Delikatessen gefüllt, schloß sich in einiger Entfernung dem Zuge an, der lärmend die Kurstadt durchrollte.

2.

„He, Du hübscher Junge dahinten, zeig' uns doch einmal, was Du da zeichnest!"

In dem Durcheinander der aus acht Personen bestehenden Gesellschaft war eine plötzliche Stille eingetreten. In zwangloser Gruppe lagerte der Kreis auf grüner Rasenfläche. Ueberreste



Appell auf der Dorfstraße. (S. 323)

eines lukullischen Mahles, geleerte Champagnerflaschen wurden von den zwei Bediensteten des Küchenwagens eben entfernt, und Cognac und Liköre machten die Runde.

Ueberrascht blickte Lothar Hellmund, denn dieser war der junge Zeichner, von seiner Arbeit auf. Er war in seine Beschäftigung so vertieft gewesen, daß er sich um die lustige Gesellschaft bisher nicht im Geringsten gekümmert hatte. Willig stand er sofort auf und näherte sich, die Zeichnung in der Hand, dem vornehmen Herrn, der ihn angerufen hatte.

Bredow war aufgestanden, um die Zeichnung mit dem Vorwurf derselben zu vergleichen. Sein Auge war etwas verglast, aber es war sichtlich ein Kennerauge, das die kleine Arbeit prüfte.

„Wahrhaftig, mein Junge, das ist ein hübsches Stück für Dein Alter! Du besuchst wohl eine Kunstschule?" wandte er sich zu Lothar.

„Nein, mein Herr," erwiederte der Knabe, „mein Vormund, von dem meine Mutter und ich abhängen, liebt die Kunst nicht. Ich soll Schlosser werden."

Das kleine Bild machte indessen die Runde, und man lobte es allgemein dem splendiden Gastgeber zu Gefallen. Madame Duclos verstand sofort, die neue Laune ihres Kavaliers zu ihrem Vortheil auszunutzen. Mit ihrem gewinnendsten Lächeln trat sie zu Lothar heran und sagte in gebrochenem Deutsch: „Würdest Du uns wohl abzeichnen können? Ich möchte haben eine Erinnerung an diese schöne Stunde."

„Ja, ja, er soll uns zeichnen!" stimmte Alles bei und wandte sich an Lothar mit der Frage, ob er sich getraue, den Wunsch der Herrschaften zu erfüllen.

„Wenn es den Herrschaften Spaß macht, will ich's versuchen," meinte Lothar, „aber ob das Bild geräth, weiß ich nicht."

„So mach' Dich daran, ich bestelle und behalte es," entschied Bredow.

Der Knabe begann seine Aufgabe. Die Gesellschaft hatte sich eng aneinander malerisch gelagert, Madame Duclos hart neben Bredow. Auf's Neue kreisten die Gläser und Gläschen. Der Ton der Unterhaltung wurde ein immer übermüthigerer, und man hatte die Anwesenheit Lothar's beinahe vergessen, als dieser sich nach einer guten Stunde erhob und seinem Auftraggeber das Blatt überreichte.

„Es ist keine gute Arbeit, Herr," sagte er

Humoristisches: Das unterbrochene Jagdfrühstück.



Es leiden Beid' vom Hunger sehr,
Der Bärenführer und der Bär.



Und seufzend in dem kühlen Moos
Beklagen sie ihr traurig Looß.



Drei Jäger nah'n mit kühnem Muth
Und kühnen Federn auf dem Hut.



Bei jeder Jagd die Hauptsach' ist,
Daß man das Frühstück nicht vergißt.



Es spürt der Bär des Bratens Duft
Und hebt die Nase in die Luft.



Und brummend schaut er über'n Rain
Den Jägern geht's durch Mark und Bein.



Sein Anblick aber treibt zum schnellen
Reißaus die kühnen Waidgesellen.



Und Petz und Führer thun gemüthlich
Sich am gesund'nen Fressen gütlich.

entschuldigend, „es ging so eilig, ich konnte das Bild nur in Umrissen zeichnen, aber wenn es Ihnen recht ist, will ich es daheim weiter ausarbeiten."

Eine flüchtige, skizzenhafte Arbeit war es, welche indeß die unleugbare hohe Begabung des Verfertigers bewies. Die unverkennbare Aehnlichkeit der Tafelrunde entzückte die Gesellschaft, vor Allem Madame Duclos.

„Du bist ein Genie, mein theurer Freund!" rief sie und fuhr, sich an Bredow wendend, fort: „Sie werden den jungen Menschen für uns Alle belohnen!"

Bredow hatte das Bild nur flüchtig gemustert. „Natürlich," antwortete er mit etwas schwerer Zunge. „Die Erinnerung an so kostbare Stunden muß fürstlich bezahlt werden." Er zog seine Brieftasche, in welcher sein Spielgewinn steckte, hervor. „Nimm," fuhr er fort, indem er aus einem der Banknotenpäckchen ein paar Scheine hervorzog, ohne sie anzusehen, „nimm, und mach' Dir ein paar gute Tage dafür mit den Deinen. Und wenn man fragt, wer Dir das Geld gegeben hat, so sage, der Herr, dem heute Morgen an der Bank das Glück so günstig war."

Lothar bedankte sich und eilte davon. Er wußte selbst nicht, wie er sein Haus erreichte.

„Mutter," jubelte er. „Hier ist Geld genug, meinen Herzenswunsch zu erfüllen. Ich gehe nach München auf die Kunstschule, ich werde Maler, Mutter, und Du sollst einst noch stolz auf mich sein. Sieh' doch nur — wir sind reich — ich habe dreitausend Franken!"

In demselben Augenblick, da der überglückliche Knabe mit dem fürstlichen Geschenk des Spielers dem mütterlichen Heim entgegeneilte, schritt eine kleine Gesellschaft von fünf Personen durch den Wald und näherte sich der Stätte, an der Bredow und seine Gäste sich in heiterster Stimmung zum Aufbruch rüsteten. Es war ein älteres Ehepaar und zwei junge Mädchen nebst einem Herrn in mittleren Jahren. Am „gothischen Hause", einem früheren Jagdschloß des Landgrafen, harrte der Zweispänner, der die Herrschaften von Homburg aus in den Wald gefahren hatte, der Rückkehr derselben.

Von der nahen Rasenfläche her drang das Stimmengewirr des Bredow'schen Kreises zu den langsam Dahinschreitenden herüber. Die Mädchen wandelten Arm in Arm, die Eine eben zur Jungfrau erblüht, eine anmuthige, aber anspruchslose Erscheinung, die Andere etwa zwanzigjährig, von hoher Gestalt und edlen, ausdrucksvollen Zügen. Die jungen Damen achteten kaum auf die lustige Gesellschaft, in der Madame Duclos sich eben an den Arm des Gastgebers gehängt hatte. Aber der begleitende Freund war stehen geblieben.

„Sehen Sie dort," sagte er mit gedämpfter Stimme, „das ist der Fremde, von dem ich Ihnen vorhin erzählt, der heute Morgen beinahe die Bank gesprengt hat."

Ein jäher Aufschrei entrang sich der Brust des älteren der beiden Mädchen. Einen Augenblick stand sie wie erstarrt, dann streckte sie abwehrend beide Hände aus und rief: „Fort, fort! Nur schnell fort!"

Bei dem ersten Aufschrei aus ihrem Munde hatte sich Bredow umgewandt, sich von Madame Duclos losgemacht und war, plötzlich völlig ernüchtert, ein paar Schritte näher getreten. „Helma!" tönte es von seinen bebenden Lippen.

Leichenblaß richtete sich die Genannte empor, die herbste Abweisung und zugleich der Ausdruck des tiefsten Seelenleidens lag in ihrer Haltung und ihrem Ton.

„Nicht diesen vertraulichen Namen, mein Herr," sagte sie. „Ich entziehe Ihnen von dieser Stunde an das Recht an denselben. Der Wunsch meiner Freundin, von Friedberg aus einen Ausflug zu der Stätte zu unternehmen, an der Sie Ihre wohlfeilen Triumphe feiern, ist eine Fügung des Schicksals. Bleiben Sie bei der erlesenen Gesellschaft, in der ich Sie finde, ich will Sie derselben nicht entziehen. Zwischen uns kann keine Gemeinschaft mehr sein, Herr v. Bredow. — Lassen Sie uns gehen," wandte sie sich dann an ihren bestürzt dastehenden Begleiter, und den Arm des älteren Herrn ergreifend, schritt sie stolz den Weg zurück, den sie gekommen war.

„Helma!" tönte es noch einmal flehend hinter ihr. Aber sie schritt weiter, Bredow keines Blickes mehr würdigend, der völlig erstarrt zurückblieb.

3.

Fünfzehn Jahre waren verstrichen, seit die fürstliche Gabe des glücklichen Spielers den jungen Sohn der Musikerswittwe in den Stand gesetzt hatte, sich der Malerkunst zu weihen. Als einer der fleißigsten und talentvollsten Schüler der Münchener Akademie hatte er das Glück gehabt, schon früh die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich zu lenken. Jetzt zählte er zu den geschätztesten Malern der Isarstadt.

Der Künstler, nun ein Dreißiger, weilte in seinem Atelier, in das die Morgensonne ein durch Vorhänge gedämpftes mildes Licht ergoß. Er war an einem Bilde beschäftigt, hatte aber den Pinsel sinken lassen und schien sich eben nicht in bester Laune zu befinden.

Ein gleichfalls jüngerer Herr, Doktor Lenz, ein beliebter Schriftsteller, wiegte sich in einiger Entfernung in einem Schaukelstuhle und beobachtete Lothar, mit dem ihn langjährige Freundschaft verband.

„Was hast Du nur, Junge?" fragte er endlich. „Dir scheint etwas in die Quere gekommen zu sein."

„Ich habe ein Bild im Sinne, mit dessen Ausführung ich nicht zurecht komme," versetzte Lothar. „Ich möchte einen Bettler malen, der die Karten hält, um ein eben empfangenes Almosen mit einem Genossen zu verspielen. Nun habe ich für solche Figuren ein äußerst brauchbares Modell gehabt, aber der Schnapsteufel hat sich seiner bemächtigt, und ich sehe mich schon seit drei Tagen vergebens nach einem passenden Ersatz um."

„Vielleicht kann ich Dir helfen," meinte Lenz. „Seit einiger Zeit findet sich Mittags und Abends ein schäbig aussehender Kerl vor unserem Stammlokal ein, um sich durch Besorgungen oder sonstige Hilfsleistungen ein paar Pfennige zu verdienen. Ich glaube, Du wirst ihn zum Modell geeignet finden."

„Ich wäre Dir dankbar für Deine Hilfe," erwiederte Lothar, „und doppelt, wenn Du mir den Mann bald zuweisen könntest."

Lenz erhob sich. „Ich muß ohnehin fort," sagte er, „und will sehen, ob ich des Menschen habhaft werde. Ich werde ihn Dir heute Nachmittag zuschicken."

Die Freunde verabschiedeten sich, und Lothar machte sich von Neuem an seine Arbeit, freilich ohne rechte Lust. So war es ihm fast angenehm, als der Atelierdiener den jungen Meister mit der Meldung störte, daß eine Dame ihn in einer Kunstangelegenheit zu sprechen wünsche.

Wenige Augenblicke später betrat eine vornehm gekleidete Dame das Künstlerheim. Sie war von hoher Gestalt und mochte in der Mitte der Dreißiger stehen, eine jener Erscheinungen, deren Vorzüge sich erst recht in mittleren Jahren entfalten.

„Mein Name ist Helma v. Saldern," nahm die Besucherin nach kurzer Begrüßung das Wort. „Ich komme nicht allein zu dem jungen Meister, dessen Arbeiten sich schnell die verdiente Würdigung errungen haben, sondern auch zu dem ehrenhaften Manne. Ich habe ein dringendes Anliegen an Sie."

Der junge Maler verbeugte sich. „Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung, gnädiges Fräulein," sagte er, „und ich wünsche, daß ich im Stande bin, derselben zu entsprechen."

„Eine mir befreundete Dame," nahm die Fremde nach einigen Augenblicken das Wort, „war vor vielen Jahren mit einem Manne verlobt, den sie liebte und von dem sie sich innig geliebt glaubte. Sie war es auch, und doch vermochte der Erwählte sich selbst während seiner Brautzeit nicht von gewissen Schwächen loszumachen, die eine Folge früher Selbstständigkeit bei großem Vermögen und treuloser Rathgeber war. Sie wußte, daß er redlich gekämpft, daß der Gedanke an die Braut mehr als einmal die versuchenden Geister aus seiner Seele gebannt hatte, aber dennoch gab es Augenblicke, wo diese Sieger blieben. Unerwartet traf meine Freundin den Verlobten unter einem geborgten Namen in der Mitte eines Kreises lockerer Abenteurer, nachdem er unter Bruch seines gegebenen Wortes gespielt hatte. Die Entrüstung des Augenblicks, die Erkenntniß, daß bei so haltlosem Charakter des Mannes kein dauerndes Eheglück möglich sei, veranlaßten das junge Mädchen, ihrem Verlobten in schroffer Weise den Abschied zu geben. Als sie später in Ruhe überlegte, was sie gethan hatte, und ob es nicht besser gewesen wäre, den Geliebten mit der Milde der Liebe von seiner Schwäche zu heilen, statt mit der Geißel des Zornes und der Verachtung ihn tödtlich zu kränken, da war es zu spät. Der Unglückliche hatte noch an demselben Abend des unseligen Zusammentreffens den Ort verlassen und war seitdem spurlos verschwunden. Das Mädchen aber, allein stehend und im Besitz eines großen Vermögens, fühlte sich namenlos elend. Jetzt erst fühlte sie, wie sie den leichtlebigen Mann geliebt; die bitterste Reue zehrte an ihrem Herzen, sie warf sich vor, den Unglücklichen durch ihre Härte gänzlich dem Verderben in die Arme getrieben zu haben. Unter der Hand ließ sie nach den Spuren des Unvergessenen forschen, aber alles Mühen war jahrelang vergebens, bis sich endlich vor wenigen Tagen ein Schimmer der Hoffnung zeigte."

Mit tiefer Bewegung hatte Lothar Hellmund der Erzählung des Gastes zugehört. Er begriff nur zu wohl, daß es sich um eigene Erlebnisse, um eigenes Seelenleid seiner Besucherin handelte.

„Kann meine schwache Kraft dienlich sein," sagte er mit gedämpfter Stimme, „sie steht Ihnen mit Freude zu Gebote."

„Ich wußte es im Voraus, Herr Hellmund," erwiederte die Dame, indem sie dem Maler die Hand reichte. „Ein Bekannter aus früherer Zeit will den einst so glänzenden Kavalier in dieser Stadt in herabgekommenem Zustande gesehen haben. Doch ehe er der Spur zu folgen vermochte, verlor sich dieselbe wieder gänzlich. Auf dem gewöhnlichen Wege etwas zu erreichen, verzweifle ich völlig. Darum komme ich zu Ihnen, Herr Hellmund, vielleicht daß der Kunst gelingt, was bisher fruchtlos war. Der Bedauernswerthe war stets ein großer Kunstfreund, und solche Neigungen verlieren sich selten. Ein Bild ihres Pinsels wird rasch der Welt durch Wiedergabe der Photographie, des Kupferstiches oder Holzschnittes bekannt, mit Vorliebe zeigen die Schaufenster der Kunsthandlungen die Werke Lothar Hellmund's. Und Sie werden auf meine Bitte ein Werk schaffen, dessen Abdruck vielleicht das Auge des unseligen Mannes auf sich lenken, das zu seinem Herzen sprechen wird."

„Und dieses Bild?" fragte Lothar gespannt.

„Ein weibliches Wesen, nicht mehr in der Blüthe der Jugend, ernst geworden durch das Lebensleid und Erfahrung, bietet einem gebrochenen, von innerem und äußerem Sturm ermatteten Wanderer das gastliche Willkommen. Und jenes Wanderers Züge sollen dem Antlitz

des einstigen Geliebten gleichen. Ich kann Ihnen eine gute Photographie des Mannes aus jener Zeit verschaffen. Und Sie werden die Arbeit nicht zu gering finden und sie übernehmen, nicht wahr, Herr Hellmund? Was den Künstler nicht zu fesseln vermag, wird den Menschen anziehen."

„Es ist eine schöne Aufgabe für Beide, gnädiges Fräulein," erwiederte Lothar herzlich, „und das Herz wird mit der Hand zugleich den Pinsel führen. Ich gehe sofort an den Entwurf. Kann ich die Photographie, von der Sie sprachen, bald haben?"

„Ich bringe sie Ihnen noch heute," erwiederte Helma.

„Ich bitte darum. Und" — der Maler stockte — „nach welchem Vorbild darf ich mich bei den Zügen der Dame richten?"

Helma antwortete nicht, ein halb wehmüthiger, halb beschämter Blick fiel auf den jungen Meister, die treuen blauen Augen Lothar Hellmund's erwiederten ihn verständnißinnig.

„Also darf ich Sie noch heute wiedersehen, gnädiges Fräulein?"

„Noch vor Abend, und mit unaussprechlicher Dankbarkeit und hoffnungsfroher Seele."

Am Nachmittag fand sich das von Doktor Lenz gesandte Modell bei Lothar ein. Die Kleidung des Mannes war fadenscheinig, aber äußerst sauber und ward mit einem gewissen Anstand getragen, der Zeugniß dafür ablegte, daß ihr Besitzer den besseren Ständen angehört und wohl lichtere Tage gekannt hatte. Das Haupt mit dem gebräunten, von dunklem Bart umrahmten Antlitz und den bedeutungsvollen Falten am Munde trug ein charakteristisches, aber kein unedles Gepräge.

„Treten Sie näher," redete Lothar den bescheiden am Eingang stehen Gebliebenen an. „Sie gefallen mir, vielleicht habe ich häufig Beschäftigung für Sie."

Der Mann verbeugte sich. „Meine Zeit ist völlig frei, mein Herr," erwiederte er, „ich bin erst seit Kurzem in der Residenz und beschäftigungslos."

„Schön. Wie heißen Sie?"

„Bredow ist meine Name."

„Haben Sie schon einmal Modell gestanden? Sie haben einen charakteristischen Kopf, der den Künstler anziehen mußte, wohl noch mehr in jüngeren Jahren."

„Ich hatte früher nicht nöthig, Modell zu stehen," erwiederte Bredow. „Doch will ich mich bemühen, Ihren Anweisungen gerecht zu werden."

„Das ist nicht schwer. Ihr Kopf eignet sich zu einem Vorwurf, den ich zunächst male. Setzen Sie sich einmal auf jene Stufen dort." Er deutete auf eine kleine Bühne, zu der drei breite Tritte hinan führten. „Legen Sie sich ungezwungen nieder — und nun hänge ich Ihnen diesen braunen Mantel um, diesen Stab lehne ich an Ihre Seite, wie überlegend heben Sie die linke Hand an das Kinn und in die rechte nehmen Sie diese Karten."

Mit Schnelligkeit hatte Lothar die genannten Anordnungen vollzogen, denen das Modell volles Verständniß entgegenbrachte; nun entnahm der Maler einem Fach eine Anzahl deutscher Karten und schickte sich an, die Blätter in der rechten Hand seines Modells zu ordnen. Mit einer heftigen Bewegung stieß der Aufspringende die Hand des Malers zurück, und seine Züge nahmen einen seltsamen Ausdruck an.

„Glauben Sie nicht einen Wahnsinnigen vor sich zu haben," sagte er mit erstickter Stimme. „Alles will ich thun, mich zu Allem erniedrigen, nur das nicht — nicht das! Sie konnten es freilich nicht wissen, aber was Sie vorhatten, muß wie ein Hohn auf mich selber erscheinen. Ich habe geschworen, nie wieder eine Karte zu berühren, und seit sechs Jahren diesen Schwur gehalten."

Der feine Sinn des Meisters hatte sofort begriffen.

„Sie waren Spieler!" sagte er.

„Ich war's," entgegnete Bredow, „lassen Sie sich das genügen, ich bitte darum. Nur das Ihnen zu sagen gestatten Sie mir, daß mich keine Schuld belastet als das Bewußtsein, mit meinem Spielerglück Unwürdige bereichert, durch meine Leidenschaften edle Wesen tief gekränkt und mich selbst zu Grunde gerichtet zu haben."

„Armer Mann!" sagte Lothar. „Ich habe Mitleid mit Ihnen, doppelt, da es die — vielleicht gedankenlose — Großmuth eines Spielers war, die mein Glück begründete. Als mittelloser Knabe traf ich einst im Walde bei Homburg mit einem reichen Spieler zusammen, der seinen Gewinn mit schmarotzenden Genossen verjubelte. Eine kleine Skizze, die ich für ihn zeichnete, lohnte er mir mit drei Tausendfrankenscheinen. Dies Geschenk ermöglichte es mir, meiner Neigung zu folgen und Maler zu werden."

Lothar hielt inne, er bemerkte, wie eine unbeschreibliche Erregung das Antlitz des Mannes durchzuckte, der noch immer mit dem braunen verschlissenen Mantel umhüllt auf den Stufen lagerte.

„Das waren Sie?" kaum vernehmbar klang es zu dem Maler herüber, „jener Knabe an jenem Tage, der das Verhängniß meines Lebens war? O Schicksal!"

Eine Pause entstand, auch der Maler schwieg und forschte in den Zügen des Anderen. Dann näherte er sich dem Modell, und ihm die Hand entgegenstreckend, sagte er: „Sie sind jener Mann. Jetzt erkenne ich Sie wieder. Lassen Sie mich, so weit es in meiner Macht steht, Ihnen jenen Tag vergüten, daß er auch für Sie ein glückbringender werde."

„Für mich?" stöhnte Bredow. „Jener Tag war mein Verhängniß —"

Ein leises Klopfen unterbrach Bredow's Worte. Der Atelierdiener überbrachte Lothar eine leise Meldung.

„Ich bitte, näher zu treten," versetzte der Maler, und zu seinem Modell gewendet fuhr er fort: „Stellen Sie sich hinter jenen Vorhang, verhalten Sie sich ruhig und warten Sie, bis ich Sie wieder rufe."

Ohne ein Wort der Entgegnung ließ sich Bredow in eine Nische führen, die durch einen Vorhang abgeschlossen war, und die eintretende Dame fand den Maler allein. Es war Helma.

„Ich komme, Ihnen die versprochene Photographie zu bringen, Herr Hellmund," sagte sie, indem sie ein kleines Bildniß hervorzog.

Lothar warf nur einen Blick auf das Porträt und einen zweiten zu dem Vorhang hinüber. Kein Fältchen regte sich, nur wie ein unterdrückter Schmerzenslaut klang es hinter demselben. Jetzt war Lothar Alles klar.

„Gnädiges Fräulein," sagte er, „nehmen wir an, der Unglückliche kehrte arm, einsam, aber geläutert zu den Füßen des Mädchens zurück, von dem einst im Tannenwald zu Homburg ihn ein böses Geschick trennte."

„Herr Hellmund!"

„Es bedarf keines Bildes mehr. Urtheilen Sie selber."

Ein Zug — und der Vorhang rauschte zurück. Bredow stürzte hervor.

„Helma! Verzeih — ich habe schwer gebüßt!"

„Robert!" Einer Ohnmacht nahe stützte sich die Baronesse auf den hinzuspringenden Maler. „Ich habe mehr gelitten als Du," kam es nach einigen Augenblicken von ihren Lippen; „auf meiner Seele ruhte die Verantwortung eines Daseins, das durch meine Liebe ein gesegnetes werden konnte, durch meine Härte vielleicht ein elendes, zerrüttetes ward. Wir brauchen Beide Nachsicht miteinander, wir werden sie leicht finden, denn wir haben nie aufgehört, uns zu lieben."

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine gefährliche Probe. — Im Jahre 1824 reiste der Engländer Gordon, ein vorzüglicher Fechtmeister, mit guten Empfehlungen versehen nach Petersburg, in der Hoffnung, dort eine einträgliche Stellung als Fechtmeister zu erhalten. Durch Empfehlung eines Adjutanten erhielt er eine Audienz bei dem Bruder des Kaisers, dem Großfürsten Konstantin, der sich damals auf dem Schlosse Strelna bei Petersburg aufhielt und der sich selbst für einen Fechter ersten Ranges hielt. Als er die Empfehlungen des Engländers gelesen und denselben einen Augenblick gemustert hatte, war er bereit, ihn bei einem Regiment als Fechtmeister einzustellen, sofern er sich zuvor bei einem Probefechten als Meister erweisen würde.

„Lubinski!" rief der Großfürst dem Adjutanten zu, „schnell zwei Florets her, wir wollen gleich sehen, ob er Meister oder Prahlhans ist. Er hat bisher nur mit Fechtern zweiten Ranges zu thun gehabt!"

„Die ich aber auch geschont habe!" fiel der Engländer ein.

„Geschont?" fragte der Großfürst; „was wäre denn geschehen, wenn Sie keine Schonung geübt hätten?"

„Ich würde meine Gegner zehnmal getroffen haben, bevor sie mich zweimal berührten."

„Und gedenken Sie es mit mir auch so zu machen?"

„Wenn Kaiserliche Hoheit als Prinz behandelt sein wollen, so wird eher das Gegentheil der Fall sein; wenn Eure Hoheit wie jeder Andere behandelt zu werden wünschen, so würden Sie zehn Stöße bekommen, bevor ich zwei."

„Wollen gleich sehen! Hier ist ein Floret und eine Drahtmaske! Vorwärts!"

Der Kampf begann. Anfangs parirte der Engländer nur die Stöße des Großfürsten, ohne selbst zum Angriff überzugehen.

„Was soll das?" rief dieser zornig. „Sie wollen mich wohl zum Besten haben? Warum folgen Sie nicht?"

Der Engländer änderte nun seine Fechtweise, er ging zum Angriff über und in kurzer Zeit hatte der Großfürst richtig zehn Stöße weg, während er seinem Gegner nur zwei zu geben vermochte.

„Gut, gut!" rief er; „aber das genügt nicht bei der Reiterei! Lubinski! Lanze und Pferd bringen!"

„Aber Kaiserliche Hoheit —" fiel der Engländer ein.

„Sie haben wohl Furcht?"

„Ich fürchte mich durchaus nicht, aber als Gegner Eurer Kaiserlichen Hoheit möchte ich weder Sieger noch Besiegter sein."

„Dummes Zeug! Sie haben die erste Probe gut bestanden; nun zur zweiten!"

Prinz und Engländer begaben sich auf den Hof, wohin ihnen General Rodna, der zugegen war, folgte.

„Lubinski, gib ihm einen Säbel! Und nun Achtung, Herr Engländer, sonst werden Sie gespießt wie eine Kröte!" Mit diesen Worten schwang sich Konstantin in den Sattel und machte einige schwierige Evolutionen mit dem Pferde und schwang die Lanze. Dann rief er „Fertig!" und sprengte an das entgegengesetzte Ende der Allee.

„Das ist doch Alles nur Scherz?" fragte der Engländer den General Rodna.

„Bewahre!" antwortete dieser. „Er sticht Sie entweder nieder oder Sie erhalten die Fechtmeisterstelle. Wehren Sie sich, als ob Sie auf dem Schlachtfelde ständen."

Die Sache hatte — so erzählt der Engländer selbst — eine sehr ernste Wendung genommen, aber es war zu spät, zurückzutreten. Ich raffte meine ganze Kaltblütigkeit zusammen, um den Großfürsten zu empfangen, der schon in gestreckter Karrière auf mich losjagte und sich so auf den Hals des Pferdes niedergeduckt hatte, daß die flatternde Mähne ihn fast ganz verdeckte. Als er mir nahe war, führte er einen scharfen Lanzenstoß nach meiner Brust; ich parirte diesen und sprang zur Seite.

„Sehr gut! Sehr gut!" rief er. „Noch einmal!"

Ohne mir Zeit zu einer Einwendung zu lassen,

ritt er wieder zurück und erneuerte mit großer Wucht, seinen Angriff, den ich ebenso wie den ersten abwehrte. Der Großfürst stieß ein förmliches Wuthgeheul aus, als er zum dritten Male auf mich lossauste, aber ich hatte bei mir beschlossen, daß es das letzte Mal sein solle. Diesmal begnügte ich mich nicht mit der bloßen Parade, sondern führte mit dem haarscharfen Säbel einen so gewaltigen Hieb auf den Lanzenschaft, daß dieser durchhauen wurde und Konstantin entwaffnet war. Nun packte ich mit Blitzesschnelle die Zügel des Pferdes, warf es durch einen kräftigen Ruck auf die Hacken und setzte gleichzeitig die Spitze meines Säbels dem Reiter auf die Brust.

General Rodna stieß einen lauten Schreckensruf aus, denn er meinte, ich würde den Großfürsten niederstechen. Konstantin mochte dasselbe denken, denn die Farbe wich von seinen Wangen. Ich trat gleich darauf einen Schritt zurück, salutirte und sagte:

„Kaiserliche Hoheit haben jetzt gesehen, ob ich fähig und würdig bin, russischen Soldaten Fechtunterricht zu ertheilen."

„Ja, bei meiner Seele, das sind Sie! Nie habe ich einen gewandteren Fechtmeister gesehen. Sie sollen die Stelle erhalten! Kommen Sie mit!" setzte er hinzu, indem er aus dem Sattel sprang.

Im Salon angekommen, schrieb er unter mein Gesuch an den Kaiser:

„Ich empfehle Eurer Kaiserlichen Majestät den Bittsteller gehorsamst, weil ich mich persönlich überzeugt habe, daß er des Postens, um welchen er nachsucht, in jeder Beziehung würdig ist."

Nach wenigen Tagen hatte ich mein Anstellungsdekret. [C. T.]

Sonderbarer Brauch. — Es war früher Gewohnheit, zur Verstärkung des Ansehens öffentlicher Verträge, die man abschloß, einige Haare des Bartes in dem Siegel zu befestigen, welches an den Urkunden hing. Man liest von einer Urkunde aus dem Jahre 1121, wo dieser Gebrauch ausdrücklich bezeichnet ist: „Damit Gegenwärtiges mehr Gewißheit und Festigkeit erhalte, habe ich ihm die Bekräftigung meines Siegels nebst drei Haaren meines Bartes ertheilt." Dasselbe liest man in einer Schenkung vom Jahre 1181: „Und damit dieses Vermächtniß unangetastet bleibt, habe ich es durch Aufdrückung meines Siegels nebst dreien von meinen Haaren, wie der Augenschein ergibt, bekräftigen lassen." [St.]

„Gut Heil!" — Dieser Turnergruß wie auch die bekannte Devise: „Frisch, fromm, froh, frei!" wird gewöhnlich dem Turnvater Jahn (1778 bis 1852) zugeschrieben. Das ist irrig. „Gut Heil!" läßt sich mit den verschiedensten Zusätzen und Abänderungen bis in's 15. Jahrhundert zurück verfolgen. Die älteste uns bekannt gewordene Fassung der anderen erwähnten Devise ist: „Frisch, frö, frei!", die sich in einem Liede von Oswald v. Wolkenstein (1376 bis 1445) findet. Auch auf verschiedenen mittelalterlichen Münzen, so auf den Gold-Brakteaten, Münzen mit nur einseitigem Gepräge, ist der Turnergruß zu finden. Die Abkürzung F. F. F. F. schlug der Darmstädter Turner Felsing auf dem Turnfest zu Heilbronn vor. [H. Th.]

Auch eine Ansicht. — Der berühmte Maler Meissonier machte einst einen Ausflug nach der Bretagne. An einem geeigneten Punkte angekommen, stellte er seine Staffelei auf und begann die Gegend zu skizziren. Zwei Bauernfrauen schauten dem Künstler längere Zeit zu, und die eine konnte schließlich die Bemerkung nicht unterdrücken: „Solch' kräftiger Kerl, der könnte doch auch lieber arbeiten!" [L—n.]

Pferdebändigung in den Pampas (Südamerika).

(Mit Abbildung.)

Wilde Pferde gibt es heutzutage nicht mehr in den Pampas, jenen unermeßlichen Grasebenen des außertropischen Südamerika, aber die Pferdeheerden der Grundbesitzer und Viehzüchter, welche die Pferdezucht im größten Maßstabe betreiben, leben noch immer darin in ungebundener Freiheit, der jedoch eine zeitweilige Zucht nicht fehlt. Mit zwei Jahren beginnt bei den Fohlen, die man zum Reiten oder zum Fahren gebrauchen will, die Bändigung, welche mit all' der Härte und Grausamkeit, die dem ganzen Viehzuchtgewerbe in den Pampas eigen ist, ausgeführt wird. Man bringt die Fohlen in den eingezäunten Viehhof, den Corral, wirft ihnen den Lasso um den Hals und bearbeitet sie unter kräftigem Anziehen auf das Unbarmherzigste mit der Peitsche (siehe die Abbildung). Erst wenn dem Füllen durch diese Behandlung die nöthige Furcht vor dem Menschen beigebracht worden ist, schwingt sich der Gaucho, der halbwilde Hirt der Pampas, auf seinen Rücken, um die ersten Reitversuche anzustellen.



Pferdebändigung in den Pampas (Südamerika).

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 42.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 40:
Wer gut fahren will, muß gut schmieren.

Ziffer-Räthsel.

1, 5, **4**, 8, 3 ein Dichter des Alterthums,
2, **3**, 7, **5**, 6 ein berühmter Sänger Altgriechenlands,
2, 1, 5, 3, **6** ein Baum,
3, **1**, 8, **7**, 6 ein europäischer Strom,
4, 7, **8**, 6, 8 ein Gesichtsausdruck.

Die an Stelle der fettgedruckten Ziffern von 1 bis 8 tretenden Buchstaben bezeichnen eine Uebereinstimmung.

Auflösung folgt in Nr. 42.

Auflösungen von Nr. 40:

des Ausscheidungs-Räthsels: Emin Pascha.

1) Siegel — Gleis = E
2) Mandel — Laden = M
3) Inster — Ernst = I
4) Banner — Narbe = N
5) Pardon — Donar = P
6) Einfalt — Flinte = A
7) Gasse — Sage = S
8) Schnecke — Schenke = C
9) Haller — Ralle = H
10) Baruch — Bruch = A;

des Buchstaben-Räthsels: Wichtig, nichtig.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.